

Entreterre

Anna Rottensteiner

1.

Es ist mehr Zufall als Zielgerichtetheit, dass wir an diesen Ort gekommen sind, nachdem wir am Morgen beschlossen haben, landeinwärts zu fahren. Es ist Sonntag, die Strände von Cabourg und Umgebung sind voll heute. Am Abend vielleicht, auf der Rückreise, werden wir dort vorbeischaun, zur golden hour, wie jeden Abend. Egal, was wir untermits in den Nachrichten hören. Heute wollen wir offline sein. Keine Breaking News. Keine erschütterten Freunde auf Facebook. Wie soll man sonst ... Man sagte uns, Saint Germain de Livet wäre ein sehr sehenswertes Schloss. Also fuhren wir hierher. Es war diesem Landstrich zu verdanken gewesen, dass Paris die Besatzung durch die Nationalsozialisten überstehen hatte können. Dass die Pariser und Pariserinnen nicht Hungers starben. Das ist mir durch den Kopf gegangen, während wir auf engen Straßen ins Landesinnere fuhren. Das Korn wurde gerade eingefahren, Ungeheuer von Traktoren donnerten mit meterhoch beladenen Anhängern an uns vorbei und wir drückten das Auto in die Seite der Straße. Felder und

Apfelbäume, soweit das Auge reichte, schöne Kühe überall, Herden von jungen, neugierigen Stieren, die uns nachblickten, wenn wir an ihnen vorüberfuhren. An einigen Stellen reichte der Blick unserer Augen über hügelige Landschaft bis dorthin, wo das Land zum Meer hin abfiel. Wo an den weiten Stränden die Alliierten gelandet waren, dort, wo wir gestern gewesen waren. An den Erinnerungsstränden.

Am Parkplatz vor dem Schloss steht eine Frau neben ihrem Auto, die beiden Türen auf der linken Seite sind geöffnet, sie steht dazwischen. Wir sehen, wie sie ihren großen Hut mit der breiten Krempe zurechtrückt, wie sie das Handy auf den Kies fallen lässt, der knirscht. Oder knirscht das Handy, als sie kurz darauf tritt. Wie sie zu uns herüberraufen, die Frau, während wir unser Auto neben dem ihren einparken. Und wir ihr deuten, dass wir kein Französisch sprechen, aber verstehen. *Nous comprenons*. Fast alles. Sie deutet in Richtung des Schlosses. *Cabine du telephone* ... Dass ich nicht wisse, ob es dort eine Telefonkabine gebe, rufe ich auf Englisch zu ihr hinüber. But you can go to ask. Darauf sie mit alarmierter Stimme, es sei dringend, *urgent, tres urgent*.

Das Schloss ist alt. Modriger Geruch von feuchten Mauern, auch in den Räumen, die mit Mobiliar aus dem neunzehnten Jahrhundert bestückt sind. Der Eingangssaal, der Saal der Wächter, ist viel älter. Knechte lebten hier wohl tagaus tagein, wachten über Kommen und Gehen, auf ihre Waffen die geschwärtzten Gesichter gestützt, dumpfe Tötungsbereitschaft im verträubten Blick. Über den Türen, die ins Innere des Schlosses führen, links und rechts des steinernen Kamins, fleckige Reste von Fresken. Salomè mit dem Kopf des Johannes, Judith mit dem

Haupt des Holofernes. Wir fragen uns, was sie mit der Geschichte des Schlosses zu tun haben. Die Farben der bemalten Holzdecken in den inneren Räumlichkeiten sind abgeschwächt vom Lauf der Jahrhunderte. Ihre Kraft ist noch erahnbar, doch das reicht aus. Man kann sich ausmalen, sich vorstellen, wie sie die Zimmer zum Leuchten gebracht haben. Die Gardinen und Tapeten sind in Farben und Mustern abgestimmt, Muster, die die Ornamente der Fresken aufnehmen und verspielt ins eigene Jahrhundert übertragen. Zarte Aquarelle von jungen Mädchenköpfen an den Wänden. Dunkle Augen mit fragendem Blick in blasser Haut. Ihre Namen Thérèse, Rosalie, Louise. Blütenräume auf Büttenpapier. Die Geschichte einer anderen Enthauptung wiederholt sich im bürgerlichen Mobiliar. Das ist mir, während wir durch die Räume gehen, noch nicht bewusst.

Sie möchten also einen Sommerroman schreiben.

So fragen Sie mich, Robert, als wir nach der Schlossbesichtigung im Garten der Creperie sitzen, die in den ehemaligen Stallgebäuden des Schlosses ist. Einige runde Tische und Stühle im hohen Gras, aus Eisen, fein ziseliert, blaue abblätternde Farbe. Gebäude und Garten strahlen Ruhe aus und Gelassenheit. Hinter den Gebäuden die Kühe. Es ist windstill.

Ja, Robert, antworte ich Ihnen und hebe meinen Blick vom Notizheft. Die Gegenwart festhalten. Lassen Sie mich einfach schreiben. Dass es mir nicht und nicht mehr reiche, die Vergangenheit zu verstehen, antworte ich Ihnen. Dass ich vielmehr die Gegenwart ... dass ich in der Gegenwart mich zurechtfinden möchte. Dem Grund meiner Verwirrungen auf den Grund kommen, auf dem Grund meiner Verwirrungen ankommen, um dort ... Und

ob das gelingen könne, schreibend gelingen, über die Gegenwart schreibend gelingen.

Wann die Gegenwart denn je Gegenwart sei, antworten Sie mir, und nicht schon Vergangenheit im Moment ihres Geschehens. Und wann je das Geschriebene gegenwärtig sei, und nicht immer schon und grundsätzlich ... vorbei, und das nicht erst im Moment der Niederschrift. Und was ich denn auf dem Grund überhaupt anzutreffen glaube?

Wie die Frau mit dem kaputten Handy in den Garten gestürmt kommt. Ihre Sonnenbrille hat mittlerweile einen Sprung, ich frage mich woher, ihr breitrempiger Hut ist ins schmale Gesicht gerutscht, so wie alles an ihr verrutscht, verrückt zu sein scheint. Sie läuft an uns vorbei, strauchelt beinahe über die zwei Stufen, die in die Räume der Gastwirtschaft hinein führen.

Wie wir ihre Stimme hören, die sich fast überschlägt, verzweifelt, und eine weitere Stimme, wohl jene der Wirtin, ruhig und bedächtig. Nein, dass hier keine Telefonkabine sei, und, ja, sie könne ihr Handy hier aufladen, ob sie ein Kabel bei sich hätte. *No, je n'ai pas ...*, und *tres urgent*, Paris hören wir noch, und Nizza. Dann wird es ruhig, als hätten sich die beiden ins Innere des Hauses zurückgezogen, auf der Suche nach einem passenden Kabel vielleicht.

Sie schweifen ab, Rita, sind unkonzentriert, sagen Sie fragend zu mir.

Woher Sie das denn wüssten, Robert. Ob Sie mir über die Schulter schauen, während Sie im Garten des Wirtshauses auf und ab gingen, denn, wo immer wir auch sind, tun Sie das. Ihre Spaziergänge. Ein Flaneur im Inneren der eigenen Gedanken, so gehen Sie auf und ab in den

kühlen, schattigen Gängen oder Gärten, oft für Stunden. Zu Beginn unseres Zusammenseins hatte ich wissen wollen, was Sie die ganze Zeit dachten, hatte teilhaben wollen am Fluss Ihrer Gedanken. Das könnten Sie mir nicht sagen, war Ihre Antwort gewesen, ernsthaft, fast bedauernd, dass Sie mir nicht erklären konnten, was Sie denn dächten. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich denke, Rita. Ich denke eben.

Ich hatte Sie um diesen Zustand beneidet, in dem Sie sich ganz Ihren Gedanken überließen, ohne das Bedürfnis zu verspüren, sie lenken oder ordnen zu müssen. Ein Neid, der mich anspornte.

Über mein Notizheft gebeugt, beobachte ich auf dem linierten Cremeweiß die Schatten des Blätterwerks sich leicht bewegen, der Wind des späten Nachmittags kommt auf.

Und wie sie erst jetzt herkommt, die Wirtin, auch ihren Schatten sehe ich, und ihr weicher Mund fällt in meine Augen, während sie sich entschuldigt, sie habe sich um die Dame kümmern müssen. Sie habe ihr eine Kammer angeboten, wo sie sich etwas herrichten könne, zu sich kommen, so außer sich, wie sie gewesen sei, *hors de soi*, alles an ihr, wie solle sie sagen, verschoben, als ob etwas verrückt worden sei in ihr. Ich müsse verzeihen, aber das habe auch sie ein wenig aus ihrem Gleichgewicht gebracht, ... sie lade uns auf ein Glas Pommeau ein, eisgekühlt, hier aus der Region, bis wir uns entschieden hätten, was wir essen würden.

Plötzlich die Geräusche aus einem der Fenster des Wirtshauses, die auf den Garten und auf das Schloss hinausgehen. Ein Aufreißen und Zuschlagen, vibrierendes Glas an der Grenze zum Springen. Ein weiteres Aufrei-

ßen und die Stimme der verrückten Frau, gekippt in die Brüchigkeit der Verzweiflung. Dass sie ihr Aquarell suche. Hier müsse es sein. Verborgten im Wasser ... *mon aquarelle... dans l'eau, l'aquarelle dans l'eau, je cherche, partout* ... überall suche sie ... Der Hut fliegt ins Gras, das Haar hängt über die Augen, die Hände vollziehen hektische Bewegungen in der Luft. Die Stille rundum wird spürbar durch die Laute aus ihrem Mund, die diese durchschneiden.

Eine Hand umfasst die Verrückte von hinten an der Brust, zieht sie sanft zurück. Die Frau lässt es geschehen, und die Hand schließt das Fenster. Es wird ruhig im oberen Stockwerk des Gasthauses.

Sie sind von Ihrem Spaziergang zurück, Robert, und setzen sich mir gegenüber.

Die Wirtin kommt und nimmt unsere Bestellung entgegen, Crepes mit karamelisierten Äpfeln. Sie habe die Frau aufgefordert, sich ein wenig hinzulegen. Man nehme großen, verschreckten Anteil an dem, was dieser Tage im Land geschehe, spricht sie weiter, ob wir das verstünden, wir kämen ja, das habe sie der Kenntafel unseres Autos entnommen, aus einem kleineren Land, aus einem mittlerweile kleinen Land, fügt sie hinzu. Das, was zur Zeit geschehe, sprengt jede Möglichkeit des Verstehens, sie hoffe, wir hörten den Fernseher nicht, den sie zur Zeit dauernd laufen lasse, man müsse doch wissen, um zu wissen, was man denken solle.

Ne pas problem, antworten Sie, Robert.

Die Frau sei vor den Fernsehbildern geflohen, spricht die Wirtin weiter, fluchtartig die Stiege in den ersten Stock hinauf, das Handy, das nicht funktioniere, an ihr Ohr gepresst, und Wörter habe sie hineingeflüstert, er-

regt, obwohl das Handy doch noch stromlos gewesen sei. Es habe sie ja niemand hören können, sie, die Wirtin, verstehe nicht, sie verstehe überhaupt nichts mehr ...

Ich sehe an Ihrem Blick, Robert, dass Sie gerne weiter mit der Wirtin sprechen möchten, oder besser, ihr zuhören, und werfe Ihnen meinerseits einen flehenden Blick zu. Nein, Robert, bitte nicht, bitte, ich möchte schreiben.

Ja, aber die Gegenwart, Rita. Sagt mir Ihr Blick zurück.

Gestern Abend, zurückgekehrt von den Erinnerungsstränden, hatte ich Ihnen gesagt, dass ich in unserer Gegenwart, in den Geschehnissen unserer Gegenwart, und in deren Einschätzung und Berichterstattung, nicht mehr wüsste, was Wahrheit wäre und was Manipulation und Meinungsmache. Das wäre mittlerweile fast undurchschaubar. Worauf man sich noch verlassen könnte. In jeglicher Frage. In der eigenen Sicht auf die Welt und in der Haltung, die man zu ihr einnähme. Die eigenen Sinne reichten nicht mehr aus, oder Empathie, oder Vernunft. Ebenso die Grundsätze, Basis von Entscheidungen oder Positionen, unverhandelbar bisher, kämen ins Wanken. Nicht, weil man sie hinterfragte, sondern weil sie in Gefahr wären, beliebig zu werden, zu Floskeln fast, da auf gegensätzliche und einander widersprechende Situationen anwendbar ... Der Grund, der Grund unter den Füßen. So weich wie der Boden rund um den Seerosenteich bei unserem Haus, an dem wir abends immer saßen, Sie und ich. Vollgesogen von Wasser die Erde. Wenn man darauf ging, glaubte man, schon im See zu sein. Auf Wasser zu gehen. Doch das war nicht möglich. Man tappte im Morast herum.

Man müsse sich anstrengen, um zu verstehen, war Ihre Erwiderung gewesen, Robert. Hineingehen in die Zeiten und Dinge und sich anstrengen. Verstehen käme nie von

alleine. Und Erinnern wäre Vieles. Nicht nur das Eine, und nicht nur so, wie man es sich vorstellte. Um zu verstehen, müsste man sich informieren.

Die Bucht von Arromanche, Gold Beach, war wunderschön gewesen, heller Sand, türkisfarbenes Wasser. Endlos weit, eingefasst von den Überresten von Mulberry B, dem künstlichen Hafen, den die Alliierten angelegt hatten.

Die amerikanische Musicalmusik aus den 1940ern. Das schrille Karussell. Die Cafés und Bistrós, alle Preisklassen.

Sie hatten einen Zettel aus der Umhängetasche, die Sie immer bei sich trugen, gezogen, ihn auf Ihrem Oberschenkel geglättet und mir vorgelesen. Sie hatten sich vorbereitet, hatten Wikipedia befragt.

„Der Hafen sollte Schutz vor der rauen See bieten und die Entladung der Schiffe auch während des Tidenhubs erlauben. Ersteres konnte durch das Anwenden von Senkkästen und die Selbstversenkung älterer Schiffe erreicht werden, die ein künstliches Riff rund um den Hafen bildeten, an dem sich die Wellen brachen. Weiter draußen auf See wurden große Metallstrukturen verankert, die ebenfalls zur Abschwächung der Wellen dienten. Für eine „Rund-um-die-Uhr-Entladung“ mussten sich die Piers mit Ebbe und Flut auf- und abbewegen. Auch hierfür wurden Senkkästen benutzt, in die lange Metallpfähle eingelassen waren. An diesen glitten die Pierköpfe mit der Tide auf und ab. An Land bauten die Alliierten große Speicherhäuser und Fuhrparks. Alte Straßen wurden verbreitert und neue zum schnelleren Transport der Güter zur Front angelegt. Am Mulberry B konnten bis zum 31. Oktober 1944 628.000 Tonnen Nachschubgüter, 40.000 Fahrzeuge und 220.000 Soldaten an Land gebracht werden.“

Ich sah metallene Walrosse, für immer in dieser Bucht gestrandet, viele der Besucher gingen hin, berührten sie. Die von Wind und Wetter rostig angenagten Walrosse waren auch am Horizont zu sehen, bildeten ein Halbrund um die ganze große Bucht. Ich sah eine junge Mutter, die selbstvergessen und übermütig mit ihren beiden Kindern über den Strand tollte. Ich sah Familien, die vor den Kanonen Erinnerungsbilder schossen. Dass hier vielleicht einer aus der Familie sein Leben gelassen hatte. Ich sah Gruppen von Männern mit militärischem Haarschnitt, sie bestellten anschließend Moules et Frites und eine Flasche Calvados in den Bistros mit den englischen Speisekarten. Ich sah aufgelassene Villen, deren abgesplitterte Jalousien an den Fenstern mit dem Blick zur See heruntergelassen. Hohe Häuser, spitzgiebelig, abblätternde Schönheiten. Ich hätte in eines hineingehen und seine Geschichte hören wollen.

Ich hatte Gold Beach gesehen, die Golden Hour hatte ich mir hier nicht vorstellen wollen.

Ja, das wird sein, sagte ich am Abend zu Ihnen am Seerosenteich. Das, was ich sehe, und das, was Sie mir vorlesen, ergibt ein Bild in mir. Ich kann mich darauf verlassen. Das, was geschehen ist und worüber geforscht wurde, und das, was ich jetzt, 70 Jahre danach, sehen kann, mit eigenen Augen. Beides zusammen lässt eine Möglichkeit des Erinnerns und des Verstehens des Erinnerns zu.

Der Abend war kühl gewesen, der Heizstrahler auf der Holzterrasse hatte blutig rotes Licht auf die Spitzen des dichten Schilfs geworfen. Die weißen Seerosen hatten sich im Dämmerlicht geschlossen, in sich gekehrt, und glühten pink auf ihren ovalen Blätterinseln, die sich über den See ausbreiteten. Wir warteten auf die Fledermäuse, die um diese Uhrzeit über den See flogen, wie aus dem Nichts

auftauchten und von diesem wiederum verschluckt wurden. Die Wasseroberfläche war glatt, der dunkelblaue Himmel und unser Sommerhaus spiegelten sich in ihm, wir sahen im Fenster die flackernden Bilder des Fernsehers, auch sie spiegelverkehrt, seerosenteichverkehrt, vom Himmel herab hängen, hors de soi, außer sich. Auch die Blätter der Bäume, gespiegelt im See, im blutigen Rot der künstlichen Wärme.

Dass Manet in seinen Gemälden und Studien zum Seerosenteich die ganze Welt sich in ihm widerspiegeln ließ, sprachen wir weiter, die wunderbarsten Farbschattierungen, Lichtveränderungen, die ganze Welt in einem See. Aber die Beschaffenheit des Grundes, die Beschaffenheit des Grundes ... Das Morastige, das einen einsinken ließe, der Schlamm, in den sich die Rhizome der Pflanzen eingruben, der Schlamm, den sie benötigten, um in all ihrer Schönheit gedeihen zu können, den sähe man nicht auf seinen Bildern.

Große Kunst müsste synästhetisch wirken, darüber hätten Sie nachgedacht, erklärten Sie mir des Weiteren am Seerosenteich. Sie hätten angefangen, sich zu merken, woran Sie dächten, erklärten Sie mir. Dass das völlig verwirrend für Sie sei. Sie dächten an das, woran Sie dachten, und versuchten es festzuhalten. In diesem Vorgang ginge dann verloren, woran Sie gerade gedacht hätten. Nur die Ausgangsfrage bliebe, aber nicht das, was an Gedankengängen folgte. Was aber das weitaus Wesentlichere wäre.

Lassen Sie es bleiben, Robert.

Das könnten Sie jetzt nicht mehr. Und das bedauerten Sie sehr.

Daraufhin warf ich die Postkarte mit den Seerosen von Monet, die ich Ihnen schicken hatte wollen, in den Teich.

Sie sog sich voll mit dem grünlichen Wasser, blieb aber an der Oberfläche. Anschließend fischte ich sie heraus und hängte sie an der Wäscheleine auf. Das Papier hatte Wellen geschlagen, ihr Geruch war der nach Fäulnis und Moos.

In diesem Augenblick, im Hier und Jetzt des Schlossgartens, wird mir bewusst, ich muss weit zurückgehen, um zu verstehen und zu entwirren, was verrückt geworden war. Ich schließe mein Notizheft und hole das Tablet heraus.

2.

Jean-Henri Riesener war Hofmöbelkünstler gewesen am Hof von Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Er war ein Ebenist, der aus exotischen und wertvollen Hölzern Furniere herstellen ließ und diese auf einen Korpus aus weniger kostspieligem Holz leimte. Diese Technik reichte bis ins Mittelalter zurück und war von Kunsthandwerkern, die aus Deutschland, Italien und den Niederlanden eingewandert waren, am Französischen Königshof zu meisterlicher Blüte gebracht worden. Riesener war einer von ihnen. Als Drittgeborener auf einem Bauernhof im kurkölnischen Gladbach geboren, war für ihn Auswandern das Naheliegendste, um es zu etwas zu bringen. Nach dem Tod seines Pariser Meisters heiratete er dessen Witwe und übernahm den Betrieb. Unter anderem führte er die Arbeit seines Lehrers und Meisters fort und vollendete das Bureau de Roi, den Schreibtisch von Ludwig XV, eines der kunstvollsten und berühmtesten Möbelstücke der Welt. Und er erschuf für Königin Marie Antoinette, deren erklärter Favorit er unter den Ebonis-

ten war, ihren nicht minder bekannten Schreibtisch. Ein weitaus weniger kunstvoller, doch dem Stil dieses Tisches nachempfunder Schreibtisch findet sich im Damensalon des Schlosses, in dessen Garten wir gerade saßen. Der Schreibtisch der enthaupteten Königin.

Nachdem Riesener die meisten seiner Auftraggeber durch Enthauptung vor allem verloren hatte, schlug er sich auf die Seite der Jakobiner. Sein Wissen und seine Expertise waren in der Schätzung des vom Adel beschlagnahmten Mobiliars sehr gefragt. Er zog sich jedoch zurück und arbeitete nicht mehr als Ebenist.

Das Ehepaar Riesener hatte einen Sohn, Jean Francois Riesener, der Porträtmaler wurde. Er und seine Frau Félicité Longrois hatten wiederum einen Sohn, Léon. Dieser erbte das künstlerische Talent des Vaters, der ihn in der Malerei unterrichtete und ihn im Atelier eines bekannten zeitgenössischen Malers unterbrachte. Léon seinerseits hatte mit seiner Frau Laure Peytouraud drei Töchter: die älteste, Thérèse Riesener, 1840 geboren, Rosalie drei Jahre darauf, Louise war eine Nachzüglerin, die zwanzig Jahre nach Thérèse auf die Welt kam. Alle Drei waren sehr begabt. Thérèse brachte es als Mädchen zur Meisterschaft im Aquarellieren, Rosalie ebenso.

Thérèse heiratete mit vierundzwanzig Jahren den Maler Alexandre Lauwick. Auf Wunsch ihres Mannes gab sie die Malerei auf, um sich ausschließlich der Familie und der Erziehung der beiden Kinder zu widmen.

Wie wird er ihr dies mitgeteilt haben? Fürchtete er, sie könnte mehr Talent haben als er? Malte sie heimlich weiter? Wie konnte sie weiterleben mit der Unterdrückung dieses Wunsches, dieses Begehrens, das einen einmal erfasst hat, wenn man malte oder schrieb oder ... Ich weiß

es nicht und ich finde keine Quellen, die darüber Auskunft geben könnten.

Auch Louise, die Jüngste, die die Eltern Unterricht bei einem bedeutenden realistischen Maler der Gegenwart nehmen ließen, gab nach ihrer Verheiratung die Malerei auf.

Rosalie, die „mittlere Tochter“, heiratete den Komponisten und Musiker Léon Pillaut. Sie pflegte die Freundschaft zu bedeutenden Künstlerinnen ihrer Zeit und stellte selbst 1866 und 1867 im Rahmen der Pariser Kunstausstellung aus. Was, darüber finde ich leider keine Quellen, die Auskunft geben könnten, es geht nicht in die Überlieferung ein. Julien Pillaut, der Sohn von Rosalie Riesener und Léon Pillot, erwarb 1920 das Chateau Saint Germain de Livet, in dessen Garten wir gerade sitzen.

3.

Ich hätte die Regel, die wir uns für heute gestellt hätten, gebrochen, wäre online gegangen. Und aus der Gegenwart verschwunden. Unansprechbar, keine Reaktion auf die Frage der Wirtin, wie denn die Crêpes geschmeckt hätten.

Welche Crêpes, frage ich.

Ja, so fern sei ich gewesen, sagen Sie mit einem vorwurfsvollen Ton, Robert. Unerreichbar. Sie wären die ganze Zeit hier am Tisch gesessen, neben mir, während ich in das kleine Gerät getippt, über es gewischt hätte, gelesen, eingesaugt, mich über das Notizheft gebeugt und notiert hätte, was ich scheinbar gerade gelesen, hungrig, ja, und gierig. So sei ich gewesen. Und ob ich nun mehr wisse darüber, worüber ich mehr wissen wollte.

Ich kann Ihnen nur antworten, ich weiß nun etwas, von dem ich vorher nicht gewusst hatte, dass ich es einmal wissen würde. Und ich kann mich erinnern, was in der Zeit, in der ich scheinbar abwesend war, fern, wie Sie sagen, geschehen ist, hier, neben mir, neben Ihnen, Robert. Ich werde es Ihnen erzählen, damit Sie mir glauben. Die Verrückte war aus der Wirtshaustür gekommen und, das Handy fest in der Hand, geradewegs auf den Wassergraben zugegangen, der das Schloss umgab. Im Gehen hatte sie achtlos die Sandalen abgestreift. Ein Blick zu mir herüber, durch mich hindurch eher. Er erinnerte mich an etwas, das ich gerade gesehen hatte. An einen anderen Blick.

Die Wirtin war ihr hinterher geeilt, *arrêtez Madame, arrêtez Thérèse*, doch Thérèse, die Verrückte, hatte nur gelacht nur und war weitergeeilt, ins Wasser hinein.

Wo genau ich das denn gesehen hätte, antworten Sie mir darauf. Das hätte sich so doch gar nicht zugetragen, antworten Sie mir entrüstet. Die Frau, warum ich sie denn plötzlich Thérèse nennen würde? Sie wäre nur kurz herausgekommen, um sich dann wieder zu Ihnen und zur Wirtin in der Gaststube vor den Fernseher zu setzen, während ich, ja ich wie eine Verrückte in mein Tablet geblickt hätte...

Die Bilder, diese Bilder hätten Sie gesehen, die Frau, die Wirtin und Sie, Robert. Den ganzen Tag schon, die Promenade des Anglais völlig verwüstet, Schuhe, Spielzeug, T-Shirts, Blut vor allem. Immer noch, Blutspritzer, Blutlachen. Während die ersten Menschen schon Blumen brächten, der Trauer, dem Zorn und der Verzweiflung und dem Unverständnis eine kleine Geste der Schönheit, des Gemeinsinns entgegenzusetzen. Und die Wirtin hätte der Frau den Rücken gestreichelt, lange und ausdauernd

und langsam, die wie versteinert vor den Bildern gesessen wäre, das Handy fest in der Hand.

Aber nein, sage ich. Ich sah, wie Thérèse in den Wassergraben hineinschritt, gerade so, als wäre es nicht das erste Mal, als wüsste sie, dass das Wasser nicht tief ist. Und so ging sie im Wasser. Ihr Blumenkleid legte sich um sie auf das Wasser, bildete einen Wasserschutzschild um ihren Körper, Seerosen auf Stoff. Wie in Zeitlupe ging sie, Thérèse, die Schritte verzögert vom Sog des Wassers.

Das habe ich gesehen, erzähle ich Ihnen, und ebenso, wie die Wirtin und Sie aus dem Schatten der Wirtshaus-tür in die Sonne hinaustraten. Es war sie, die Wirtin, die nun aufgelöst erschien, im Gegensatz zur Verrückten, die unbeirrbar zu wissen schien, was sie wollte und wohin sie wollte. Das Wasser schien der Wirtin eine Grenze zu sein, die sie nicht zu überschreiten imstande war. Sie blieb am Ufer stehen und schrie der Verrückten zu, sie solle umdrehen, zurück kommen, es habe ja alles keinen Sinn. Die Verrückte beachtete sie nicht. Sie hatte die Stufen erreicht, die vom Graben zum Schloss führten, setzte sich hin, zog das Kleid aus und legte es, nachdem sie es glatt gestrichen hatte, bedächtig auf das Wasser. Dort saß sie nun, ein magerer Körper in einem weißen Unterkleid, und wandte sich fragend den Besuchern des Schlosses zu, die neugierig, aber zurückhaltend und verwirrt auf der Brücke stehen geblieben waren. Ob sie gesehen hätten, ob sie die Aquarelle gesehen hätten, genau so die Blumen im Wasser, wie dieses Kleid. Genau so wären die Blumen auf dem Aquarell, vom Wasser vollgesogen, so ein Bild gäbe es, ihre Mutter hätte es ihr erzählt, und dieser deren Mutter. Ihre Urgroßmutter, Thérèse Riesener, verehelichte Lauwick, deren Bilder. Sie müsse sie sehen.

Ob sie im Schloss zu besichtigen wären, ob die Besucher ihr das sagen könnten. Diese schüttelten den Kopf und gingen weiter.

Die Wirtin war inzwischen durch den Garten und über die Brücke gelaufen. Sie war bei der Verrückten angelangt, die zusammengesunken auf den Stufen saß, fern von all dem, was gerade geschehen war. Die Wirtin fischte das Kleid aus dem Wasser, wrang es aus, half der Verrückten auf, die dies wie in Trance geschehen ließ, und führte sie über die Brücke zum Gasthaus zurück. Die beiden verschwanden durch die Tür.

Das sei doch gar nicht geschehen, erwidern Sie mir. Was ich gesehen hätte, hätte sich nicht zugetragen. Die Frau sei nie herausgekommen, und verrückt sei sie auch nicht, das möchten Sie hiermit ausdrücklich festhalten. Er, Robert, habe sie genau beobachtet, während er mit der Wirtin und ihr in der Gaststube vor dem Fernseher gegessen sei.

Es wird langsam dunkel im Garten.

Ich schließe Notizbuch und Tablet, sehe nichts mehr. Lassen Sie uns fahren.

Doch sie wollen mir fertig erzählen, Robert. Wollen mir erzählen, wie es wirklich gewesen war. Es war wirklich nicht so, wie Sie es mir erzählt haben, sagen Sie zu mir. Der Schrecken und die sichtliche Verwirrung der Frau hätten sich daraus ergeben, dass ihre Tochter gemeinsam mit dem Vater in Nizza gewesen sei dieser Tage. Mit dem Handy versuchte sie schon seit Stunden, das Handy aufzuladen, um den Mann oder die Tochter zu erreichen. Um zu erfahren, ob die beiden an der Promenade des Anglais gewesen waren. Wegen dem Feuerwerk. Deshalb seien sie doch hingefahren. Und ja. Endlich habe sie

die beiden erreicht, und ja, sie haben überlebt. Es sei der Tochter schlecht geworden, sie habe ihre erste Menstruation bekommen. Daher seien sie im Hotel geblieben, der Promenade des Anglais ferngeblieben.

Ich kann Ihnen nicht glauben, Robert. Das Schloss erzählt anderes.

Aber die Gegenwart, Rita, sagen Sie, und holen den Autoschlüssel aus der Tasche, die Sie immer bei sich tragen. Wir gehen zum Parkplatz, und da steht am Auto neben uns eine Frau, sie scheint ziemlich verwirrt zu sein, und sie lässt ihr Handy auf den Boden fallen. Der Kies knirscht, oder knirscht das Handy, als die Frau kurz darauf tritt?

Anna Rottensteiner, geboren 1962 in Bozen, Studium der Germanistik und Slawistik in Innsbruck. Seit 2003 Leiterin des Literaturhauses am Inn (Innsbruck). Literarische Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. 2013 erschien der Roman *Lithops. Lebende Steine* (edition laurin); 2016 die italienische Übersetzung *Lithops sassi vivi* (Keller editore); 2016 erschien der Roman *Nur ein Wimpernschlag* (edition laurin).